

9. Promovieren und betreuen

Die Steuerung des Lektüerverhaltens von Doktorvätern und -müttern

Warum fühlen sich Promovierende mitunter unzulänglich betreut? Wie lässt sich, umgekehrt, mit zu viel betreuender Zuwendung umgehen? Was können Promovierende tun, um die ihnen gemäße Betreuungsintensität zu erreichen? Welche Regeln lassen sich anwenden, um das Lektüerverhalten des Betreuers oder der Betreuerin hinsichtlich der entstehenden Dissertation zu beeinflussen?

9.1. Das Problem

Abweichend von den gängigen Wahrnehmungen ist das Promovieren nicht nur ein einsamer und entsozialisierender Prozess, der einseitige Interessen befestigt, merkwürdige Verhaltensweisen hervorbringt und Spleene fördert. Vielmehr ist Promovieren wenigstens in einer Hinsicht auch ein Prozess, der von sozialer Interaktion geprägt ist: nämlich derjenigen zwischen dem Promovierenden¹ und der Doktormutter.² Die idealtypische Vorstellung davon ist ein wenig romantisch. Akademischer Schüler und akademische Lehrerin befinden sich danach in einem gegenseitig befruchtenden Austausch, der

1 Mit „der Promovend“ und „der Doktorand“ ist im Weiteren immer auch die Promovendin/die Doktorandin gemeint.

2 Mit „die Doktormutter“ bzw. „die Betreuerin“ ist im Weiteren immer auch der Doktorvater/der Betreuer gemeint.

durch Regelmäßigkeit gekennzeichnet ist und in dem beide voneinander profitieren: der eine von der forscherschen Erfahrung und methodischen Routiniertheit der anderen, die andere von der intellektuellen Unverbraucht-heit und produktiven Provokanz des einen.

Allein: Diese Idylle ist verschattet. Der akademische Betriebsstress führt zu permanenten Termenschwierigkeiten zwischen Promovend und Betreuerin, ungenügend besprochenen Exposé, ungelesenen Kapiteln, Paniklektüren durch die Doktormutter kurz vor der geplanten Dissertationseinreichung, die dann plötzlich zu Dutzenden Nachbearbeitungswünschen führen, usw. usf. So die Klage zahlloser enervierter Doktoranden. Nähme man die Metapher von der Doktormutter ernst, dann müsste man einen Großteil der Promovierenden als „Schlüsselkinder“ bezeichnen: „Sich selbst überlassen trotten sie durch die Bibliotheken oder starren zuhause trübe auf den Bildschirm ihres Computers. Alle Jubeljahre ergibt sich eine Gelegenheit, für ein Viertelstündchen bei Doktorvater oder -mutter im Büro die Füße unter den Tisch zu strecken, und spätestens in der Disputation erkennt man, daß man sich nichts zu sagen hat“ (Gärtner 1997: 5).

Die Häufigkeit dieser Klagen kann nicht allein dadurch begründet sein, dass Betreuerinnen nur mäßig an Thema, Person oder Fortgang der Arbeit interessiert sind (so etwas gibt es selbstredend auch). Meine Hypothese ist dagegen: Promovenden fühlen sich unzulänglich betreut, weil für sie die Promotion im Mittelpunkt einer meist dreijährigen Lebensphase steht, während diese Promotion für die Betreuerin eine mehr oder minder aufmerksamkeitserheischende Aktivität unter vielen ist. Daher kann die Betreuung grundsätzlich nie die vom Promovierenden gewünschte Intensität erreichen. Gleichwohl ist die jeweils gegebene Intensität durchaus steigerbar. Dafür aber tragen beide eine gemeinsame Verantwortung. Promovierende müssen ihre Betreuerinnen gleichsam durch ein pädagogisch geschicktes Agieren zu einem optimalen Betreuungsverhalten führen. Zum Geschick gehört dabei, diese Bottom-up-Pädagogik nicht spürbar werden zu lassen bzw. nur so weit, wie das die Betreuerin amüsiert. Es geht also darum: Die zielgerichtete fachliche Betreuung sollte durch den zu Betreuenden zielgerichtet sozial betreut werden. Was ist hierbei zu beachten, welche Maßnahmen sind ratsam, und was sollte vermieden werden?

9.2. Der Problemkontext

Promovieren ist wie fliegen. Wirklich kritische Phasen gibt es zwei: den Start und die Landung. Dazwischen rumpelt man, je nach Antriebsart und Wetterlage mehr oder weniger komfortabel, durch die Luft und schrubbt Kilometer. Manchmal geht es, beim Fliegen wie beim Promovieren, durch eine Schlechtwetterfront, da muss man stoisch bleiben und Kurs halten. Mitunter führt der Weg durch ein Wolkenfeld, man sieht nichts, weiß aber, dass die Richtung stimmt – vorausgesetzt, die Navigationsinstrumente (Kapitelgliederungen) funktionieren. Öfter aber ist man über den Wolken. Das sind die Phasen, in denen der Fliegende (der Promovierende) in die Sphären der Erhabenheit gelangt. Verführerisch lockt zugleich der Gedanke, wenn man sich jetzt fallen ließe, würden einen die Wolken sanft und weich auffangen. Doch die Vernunft schaltet sich ein und sagt, was Sache ist: Man fiele durch, die Festigkeit ist nur Illusion. Ganz selten gibt es auch Luftlöcher, kurzer Absturz, großer Schrecken, abruptes Ende des freien Falls, das bleibt im Gedächtnis. Start und Landung aber, wie gesagt, sind die eigentlichen Herausforderungen. Bei größeren Maschinen ist eine Kopilotin dabei. Bei größeren wissenschaftlichen Arbeiten auch. In den beiden kritischen Phasen ist diese auch ganz bei der Sache. Während des langen Fluges aber lässt die Aufmerksamkeit nach. Da muss man sich dann etwas einfallen lassen, damit Munterkeit und gute Laune erhalten bleiben.

Was kennzeichnet eine geschickte Navigation des Promotionsfluges, welche die Kopilotin, also Promotionsbetreuerin, munter und bei Laune hält? Erstens gilt, wie in jeder pädagogischen Bemühung: Ein Erziehungsziel muss bestimmt werden. Das heißt hier: Der Promovierende muss für sich die Frage beantworten, ob eher viel Hilfestellung gewünscht wird oder allzu viel Hineinreden vermieden werden soll. Die eine Variante erfordert, aufmerksamkeitssteigernde Techniken einzusetzen, die andere verlangt aufmerksamkeitsmindernde Techniken. Weder das eine noch das andere sollte die Betreuerin allzu deutlich merken. Die Aussicht auf zu intensive Zuwendungswünsche kann ebenso die Laune verderben wie das Gefühl, eigentlich nicht gefragt zu sein. Deshalb gilt zweitens, gleichfalls wie in jeder anderen pädagogischen Bemühung auch: nicht überfordern und nicht unterfordern. Promotionsbetreuerinnen möchten spüren, gebraucht zu werden, aber sie möchten nicht von anderen Dingen, die sie unter Umständen doch mehr interessieren, abgehalten werden.

Diese Gratwanderung des Promovierenden ist umso heikler, je weiter weg das Promotionsthema von den aktuellen Forschungsgegenständen der Betreuerin ist. Es gilt dann herauszufinden, ob das Promotionsthema dennoch ein besonderes Interesse berührt. Entammt das Thema jedoch dem Kernbereich der Forschungsaktivitäten der Betreuerin, ist eher mit Interventionsfreudigkeit zu rechnen. Der Promovend muss also das eigene Bedürfnisprofil und das der Betreuerin bestimmen und beide abgleichen, um die richtigen Instrumente zur Weckung oder Dämpfung von Aufmerksamkeit und Zuwendung zu wählen. Um die Intensität der Aufmerksamkeit zu steuern, gibt es ein vergleichsweise einfaches Mittel. Es beruht darauf, dass Betreuerinnen einerseits den Fortschritt der Arbeit sehen möchten, andererseits wenig Zeit haben. Den Fortschritt dokumentiert der Promovend vor allem durch geschriebenen Text. Dessen Präsentationsmodus seitens des Promovenden entscheidet wesentlich über das Lektüerverhalten der Betreuerin.

9.3. Problemlösung A: Dämpfung der Leseneigung

Sollen die Einreden der Doktormutter gering gehalten werden, ist das Lesen so weit wie möglich zu verhindern. Das lässt sich geschickt fördern: immer alles komplett schicken, was man schon geschrieben hat, inklusive angefangener Kapitel, mitten hinein notierter kruder Stichwortsammlungen, an sich selbst adressierter Arbeitshinweise usw. Dies sollte mit dem einladenden Hinweis versehen werden, ganz besonders intensiv habe man zuletzt an den Unterkapiteln 14.8.2.12. bis 16.4.3.9. gearbeitet (aber keine Seitenzahlen angeben, das würde das Ausdrucken erleichtern!). Dies führt dann recht zuverlässig dazu, dass die genauere Inaugenscheinnahme erst einmal verschoben wird. Und wenn dann doch irgendwann der Vorsatz zur Lektüre gefasst werden sollte, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit die E-Mail nicht mehr auffindbar.

Ebenso lektüredämpfend wirkt die umfängliche Präsenz der Betreuerin im Literaturverzeichnis, völlig unabhängig davon, ob die dort angegebenen Titel tatsächlich im eigenen Text verarbeitet wurden. Noch der flüchtigste professorale Blick auf ein beliebiges Manuskript übersieht nicht den eigenen Namen im Literaturverzeichnis. Geht es um ein Promotionsvorhaben, verbindet sich

damit eine Beruhigung: Hier scheint, sagt sich die Doktormutter, der betreuende Aufwand schon deshalb gering gehalten werden zu können, weil der Doktorand ja die wesentlichen Texte bereits gefunden habe – und was er von mir, so beruhigt sie sich weiter, bereits gelesen hat, muss ich ihm ja nicht noch einmal mündlich erzählen.

Der häufigere Fall ist aber wohl, dass Promovierende nicht weniger, sondern mehr Aufmerksamkeit der Betreuerin wünschen. Schauen wir uns also genauer an, wie erhöhte Aufmerksamkeit für den sukzessive entstehenden Promotionstext zu erlangen wäre.

9.4. Problemlösung B: Stimulation der Leseneigung

Professoren und Professorinnen sollen ja vieles zugleich tun und sein: exzellente Forschung wie vorzügliche Lehre betreiben, begeistert in der akademischen Selbstverwaltung mitarbeiten, dynamisches Netzwerkmanagement und Drittmittelwerbungen vollbringen, sich hinreichend finftenreich gegenüber der Hochschulverwaltung zeigen, gelassen und kompetent in der Mitarbeiterführung sein, dazu souveräne Instrumentalisten auf allen alten und neuen Medien, sich als kognitive Innovateure wie auch unablässige Erzeuger öffentlicher Resonanz und nimmermüde Übersetzer wissenschaftlicher Fragestellungen auf gesellschaftliche Relevanzbedürfnisse hin erweisen. Mithin: Die Hochschullehrerrolle zeichnet sich durch erhebliche Komplexität aus. Kein Mensch, auch keine Professorin und kein Professor, bekommt all das gleichermaßen gut auf die Reihe. Überforderung ist daher professionstypisch und wird noch dadurch gesteigert, dass sie zu überspielen ist. Um herauszufinden, wie unter solchen Umständen Aufmerksamkeit zu erlangen ist, gilt es daher, individuelle Eigenheiten und Talente der Betreuerin herauszufinden.

Die professorale Ästhetin etwa ist blank entsetzt, wenn die zugesandten Texte nicht vernünftig layoutet sind. Die Lust, diese zu lesen, ist dann entsprechend. Die Pedantin schrecken Rechtschreibfehler ab. Da sollte man vorher die Rechtschreibprüfung über das Kapitel laufen lassen. Die eher theoretisch interessierte Betreuerin freut sich wohl über Grundlagenkapitel, ist aber dankbar, wenn der Promovend für die anwendungsorientierten Kapitel andere Gesprächspartner sucht und findet. Viele Betreuerinnen kennen sich in den

Details des Promotionsthemas nicht so intensiv aus. Sie sind daher angetan, wenn sie gebeten werden, eher etwas zur Richtung der Argumentation zu sagen als zu den Einzelheiten der Argumentationsschritte.

Die Berücksichtigung dieser individuellen Vorlieben kann dann mit der Befolgung einiger Regeln verbunden werden:

- (1) *Den Dissertationstext portionieren:* Es ist unklug, einmal im halben Jahr 250 Seiten zum Lesen oder auch nur „zum Drüberfliegen“ zuzuschicken. Alle acht Wochen ein Kapitel zu senden erhöht die Chance, dass es gelesen wird, und sei es in der halben Stunde vor der verabredeten Konsultation.
- (2) *Jeder Sendung die Gliederung der Gesamtarbeit beifügen:* Das macht den systematischen Zusammenhang nachvollziehbar, in den sich das oder die aktuell verschickten Kapitel einordnen. Im Unterschied zum Promovenden ist die Betreuerin nicht jeden Tag mit der Promotionsarbeit befasst, und daher ist ihr nicht zwingend deren Systematik gegenwärtig. Hinzu tritt: Durch regelmäßige Zusendung der Gliederung kann sich der Doktorand die fortwährenden Änderungen und Umgruppierungen seiner Arbeit gleichsam unter der Hand akkreditieren lassen.
- (3) *Nie davon ausgehen, dass die Betreuerin die ihr bisher zugeschickten Materialien griffbereit hat:* Der Hinweis „vgl. hier Kapitel 4 (im Februar zugeschickt)“ produziert nur ein schlechtes Gewissen bei der Doktormutter. Sie wird sich unter Umständen weder an die Zusendung noch an den Inhalt des Kapitels erinnern, und ihr möchte auch im Augenblick partout kein Ort einfallen, an dem sie jetzt das Kapitel suchen könnte. Falls auf frühere Kapitel Bezug genommen wird: diese lieber immer noch einmal mitschicken (dabei aber auch erwähnen, dass sie der Betreuerin schon einmal zugegangen waren – falls die Doktormutter dann doch besser organisiert ist als angenommen werden durfte).
- (4) *Niemals das gleiche Kapitel in unterschiedlichen Bearbeitungsstadien mit der Aufforderung zur wiederholten Lektüre senden:* Betreuerinnen, welche die Zeit haben, zweimal oder noch öfter das gleiche Kapitel zu lesen, müssen in anderen Hinsichten so wenig nachgefragt sein, dass dann genau dies Anlass für ein Nachdenken darüber sein sollte, ob es sich wirklich um die richtige Betreuerin handelt. Vielmehr sollte bei einer wiederholten Zusendung eines Kapitels eine kurze Zusammenfassung gegeben werden, wie darin die aus der Erstlektüre resultierenden Anregungen der Betreuerin aufgenommen

worden sind. Eine farbige Markierung geänderter Textstellen kann auch hilfreich sein. Im Übrigen ist der Hinweis anzufügen, dass die nochmalige Übersendung des Kapitels nur erfolgt, falls sie, die Betreuerin, noch einmal hineinschauen möchte.

- (5) *Thesepapiere formulieren*: Das oder die kompletten Kapitel zusammen mit prägnanten Zusammenfassungen an die Betreuerin zu schicken kann helfen, Aufmerksamkeit zu gewinnen. Es ist dann recht wahrscheinlich, dass die Betreuerin nur das Thesepapier liest (die Alternative wäre jedoch häufig, dass gar nichts gelesen wird), aber dennoch nicht der Eindruck entsteht, dass der Promovierende die Detailausarbeitungen vorenthalten möchte. Die Doktormutter fühlt sich sowohl angeschlossen als auch nicht überfordert.
- (6) *In der Konsultation pikirierte Hinweise auf früher Übersandtes unterlassen*, etwa von der Art: „Das hatte ich doch schon in Kapitel 2 dargestellt.“ Einer viel beschäftigten Betreuerin muss das nicht gegenwärtig sein (hier kann es auch helfen, sich selbst einmal zu prüfen, was man noch von einer Sache im Kopf hat, mit der man sich vor vier Wochen befassen musste). Stattdessen sollte der Doktorand in aller Ruhe den systematischen Zusammenhang zwischen den Darlegungen verschiedener Kapitel mündlich repetieren. Das wiederholte Referieren kann dabei auch als Chance gesehen werden: Jeder Promovend wird bemerken, dass sich mit jedem Mal die gedankliche Klarheit der eigenen Ausführungen verbessert.

All dies garantiert nichts, aber es erhöht die Chancen auf betreuende Zuwendung. Die Interaktion von Doktorand und Doktormutter sollte als gegenseitige Doppelbetreuung aufgefasst werden, in die auch der Promovend ein wenig Energie, Zeit und Klugheit investiert. Was herauskommen kann, ist eine gute Platzierung im aufmerksamkeitsökonomischen Haushalt der Betreuerin.